

Objekttyp: **FrontMatter**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **2 (1918)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen werden den Mitgliedern jeden Monat unentgeltlich geliefert.
Durch die Post bezogen kosten die Mitteilungen jährlich 6 Fr. mit und 3 Fr. ohne Beilage.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Rüschnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Bubenbergstraße 10, Bern. Druck: G. Iseli, Bern.

Das mundartliche Lied im Chorgesang.

Unsere einheimischen Tonsetzer haben immer einen aufmerksamen Sinn für mundartliche Dichtung gehabt und dann und wann mit der Betonung eines mundartlichen Liedes den Volksgesang um ausgesprochene Lieblingslieder bereichert. Nun steht aber der Wiedergabe dieser Lieder, besonders im Chor, eine Schwierigkeit im Wege, über die nicht leicht hinweg zu kommen ist. Ich meine die fast ins Endlose gehende Mannigfaltigkeit der Mundarten, die eine einheitliche Aussprache des Schweizerdeutschen unmöglich macht. Der Sigriswiler Pfarrer und spätere stadtbernerische Lehrer Gottlieb Jakob Ruhn (1775 bis 1849), dem wir eine Reihe ungemein sangbarer Lieder verdanken, wie „Bueb, mer wei uf ds Bergli trybe“, „Herz, wohi zieht es di“, „Sa amen Ort es Blüemli gseh“, sprach und schrieb eine ~~wesentlich andere Mundart als der Sarganser~~ Josef Anton Henne, der uns das sinnige „Luegit vo Berg und Tal“ geschenkt hat. Und aus dem „Schwäbelpfyffli“ des Schwyzers Meinrad Lienert klingt uns in der Gegenwartsdichtung ein ganz anderer Ton entgegen als aus Josef Reinharts „Liedli ab em Land“.

Zum gesprochenen oder gesungenen Vortrage des Liedes gehörte nun, streng genommen, eine genaue Wiedergabe der Eigentümlichkeiten der Mundart des Verfassers. Allein auch das feinste Ohr hat Mühe, sich diese zu merken, und die gewandteste Zunge wird sich nie in allen Mundarten der deutschen Schweiz zurechtfinden. So bleibt nichts anderes übrig als einen befriedigenden Ausgleich zu suchen. Für den Einzelvortrag ist er in der Regel nicht schwer zu finden. Entweder läßt sich das Lied ohne irgend eine Gewalttat an Reim und Versmaß in die eigene Mundart übertragen — die glücklichste Lösung! — oder dann, wenn kitzliche Reime im Wege stehen, gibt man die fremden Laut- und Wortformen wieder, so gut es eben geht, wie man's ja dem Hochdeutschen gegenüber auch gewohnt ist.

Schwieriger wird die Sache beim Chorgesang, ganz besonders, wenn verschiedenartige Mundarten in eins zusammenklingen sollen. Da geht es nun schlechterdings nicht an, daß im selben Chor der Berner „steit“, der Aargauer „stoh“ und der Züricher „stah“ singt, wie es die Gewohnheit seiner Mundart will, sondern da muß nach möglichster lautlicher Uebereinstimmung getrachtet werden. Und da gibt es nichts anderes, als die Sprache der Mundart des Liederdichters anzugleichen. Das ist, vielleicht abgesehen von den schwierigen Doppellauten in Lienerts Einsiedler Mundart, nicht allzu schwer, da es

sich ja im Gesange nur um die Wortformen, nicht auch um die fremde, gewöhnlich schwer zu treffende Sprechmelodie des Sages handelt.

Nur darf die Aussprache sich auf keinen Fall sklavisch an das gedruckte Wort halten; denn dieses kann die Eigentümlichkeiten einer Mundart nur in sehr beschränktem Maße bezeichnen und verzichtet sogar darauf, sie alle anzudeuten, weil es mit dem Verständnis des Lesers rechnet und der leichteren Lesbarkeit halber sich so viel als möglich an das hochdeutsche Druckbild hält. So ist es Übung geworden, das scht seiner umständlichen Schreibweise wegen ähnlich wie im hochdeutschen Unlaut (Stein) bei einfachen Wortformen durch bloßes st zu bezeichnen (ist statt ischt), in der Voraussetzung natürlich, der Leser oder Vortragende werde die landesübliche Aussprache ohne weiteres von sich aus finden. Die gedruckte Form soll eben durch die lebendige Empfindung für die echte Mundart ergänzt und verbessert werden. Das Gefühl für heimatliche Sprachlichkeit und nicht die unzulängliche Schreibweise entscheidet über die Aussprache.

Ein besonderes Augenmerk ist dabei im Schweizerischen auf die getreuliche Erhaltung der alten Doppellaute ue (Bluet), üe (müed), ie (lieb) und der langen, hochdeutsch heute in Doppellaute übergegangenen Hellaute u (Huus, suur), ü (Lüüt, Fүүr), und i, gewöhnlich geschrieben y (Zyh, rnte) zu richten. Denn in diesen Lauten, die einst der mittelhochdeutschen Gemeinsprache eigen waren und uns heute noch aus dem Nibelungenlied und den Dichtungen Walthers von der Vogelweide entgegenklingen, liegt ein guter Teil der Eigenart und des heimeligen Reizes unserer Mundart.

Wenn wir so unserer Mundartdichtung ihre Eigenart auch im gesungenen Liede zu wahren suchen, so tun wir es lediglich aus Liebe zur Sprache unserer Heimat und Kindheit und ohne kleinliche Absonderungselüste in Kulturfragen. Der Reiz mundartlicher Dichtung besteht in ihrer sprachlichen Eigenart. Sobald wir diese nicht getreulich hüten, hat sie ihr Recht auf ein Sonderdasein in der deutschen Literatur verwirkt. Darum ist es notwendig, daß man auch im Gesange sich auf gewisse Grundsätze über die Aussprache des Mundartliedes einige.

A. F.

(Mit Erlaubnis des Verfassers aus dem „Aargauer Tagblatt“.)

Anmerkung. Da unsere Chorleiter häufig Reichsdeutsche sind und diese für Wesen und Reiz unserer Mundart oft wenig Verständnis haben, ist es Aufgabe der Vereinsvorstände und Mitglieder, da zum Rechten